Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und

Kunst

Band: 27 (1937)

Heft: 10

Artikel: Der Böse

Autor: Niggli, Martha

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-634983

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ment sei. Aber sonst — ohne ihn könnte ich es ja gar nicht aushalten, Dich so lange entbehren zu müssen. Mein Kindchen, lebe wohl. Bhüet Di Gott.

Deine Mama Claudia."

Nun rieselten die Tränen eine Weile über die runden Wangen. Papa hat recht, ein Esel bin ich. Von der Mama sortzugehen, weil die Buben mich geärgert haben und herauszgesordert! So bin ich eben, und sige nun da und heule. Und vielleicht bin ich doch kein Esel, das werden wir erst später sehen. Eigentlich bereue ich nichts. Ich sinde es überhaupt schön, so dahinzupilgern. Bin ich müde, so ruhe ich mich aus. Habe ich Hunger, so esse ich sunger, so esse ich setwas, und alles ging doch so gut bis dahin. Und immer erwartet man etwas, immer kann etwas geschehen. Nichts ist wie alle Tage. Fein.

Perfeo an Jorinde.

"Nun bift du schon — nein erst drei Tage fort und sehlst uns fehr. Da läufst Du irgendwo in der Welt herum und wir ha= ben keine Uhnung, wo du bist. Wahrscheinlich Winden und Wetter ausgesetzt und wir können nicht wie sonst, den Regen= schirm für Dich spielen und Dich beschützen. Erlebst weiß Gott was für Abenteuer, und wir haben die Hühner zu mimen, die am Rande des Wafferbedens herumlaufen und zusehen müf= sen, wie ihr Entlein davonschwimmt. Ich bin neugierig, wie Du Dich durch die Welt schlagen willst, und gönne es Dir ein wenig, wenn Du das Näschen anstößt. Hat es gut und macht fich davon! hat Eltern von unerklärlicher Geduld und unentschuldbarer Liebe, und geht und sucht Ersatz für sie in der weiten Belt! Deine Stifreunde werde ich mir aber hernehmen, wenn Dir etwas zustoßen sollte, deß können sie gewiß sein. — Uebrigens liegt es ganz und gar an Dir, denn ich habe Dich stark im Berdacht, daß Du auch ohne die Herausforderung der jungen Kerle, über furz oder lang, von uns weggeflohen wäreft. Nicht geflohen, fagst Du. Gegangen, um mir mein Brot zu verdienen, fagst Du. Ich weiß. Die gebratenen Tauben werden Dir ja nicht in den Mund fliegen — was ich sehr bedauern würde —. Da Du ja ein Blückskind bist und am Sonntag geboren und gleichsam vom Schickfal behütet wirft, ware alles möglich. Ich wünsche, daß mir das nicht nur scheinen möge, sondern daß es wirklich so sein wird. Ich sage nicht: Rufe mich, wenn Du in Not bist. Denn Du gehst ja, um Dich allein durchzuschlagen. Aber wenn es wirklich nötig sein sollte, wenn Du wirklich Hilfe brauchst, dann rufe und sei kein Trogkopf, auch im guten Sinne nicht. Leb wohl, mein Töchterchen. Mama schreibt Dir bald. Dein C. S."

Ach, der Papa, seufzte Jorinde. Könnte ich doch nur eine Stunde neben ihm sigen und mich von ihm streicheln laffen. Das fehlt mir fehr. Ich möchte wissen, ob es auf der Welt einen andern Mann gibt so wie ihn? Und dabei ist er angenehm dum Ansehen. Ich müßte ihn ja auch liebhaben, wenn er aus= fähe wie der Herr Büchlin. Und hätte ihn ja auch lieb, aber vielleicht müßte ich nachhelfen. Seine Stirne sieht der vom Wanderer ähnlich. Ueberhaupt hat er mich oft an Perkeo er= innert. Anders, aber doch. Mama kann übrigens lachen, daß sie gerade ihn bekommen hat. Er natürlich auch. Sie sind ja beide so lieb, eins wie das andere. Und von solchen Eltern laufe ich weg. Papa hat ganz recht. Ich glaube aber trotzem, es war gar nicht so dumm. Ich sehe es ja, wie ich alle Tage etwas erlebe oder erleben sehe. Und die Menschen sind hier draußen alle so verschieden voneinander. Jedes hat ein ganz anderes Gesicht als das andere. Ob das den Chinesen auch so vorkommt? Mir scheint es nämlich, die Chinesen und die Ja= paner sehen einander ähnlich, so wie ein Ei dem andern, zum

Verwechseln. Bahrscheinlich können sie selbst sich aber gut voneinander unterscheiden.

Jorindes erster, "wichtiger" Vortragsabend brachte ihr vollen Erfolg. Sicherlich trug ihr junges, schalkhaftes und allerliebstes Gesichtchen dazu bei, den Saal mit Sympathie zu füllen. Gewiß wirkte es stark auf die Zuhörer, daß das junge Mädchen aussah wie eine Blume, und Mühe hatte, ihre Berlegenheit zu überwinden. Aber zu dem allem verstand sie ihre Sache. Geschmack, tadellose Diktion, eine angenehme, helle Stimme, auch die Wahl der Märchen, alles trug dazu bei, den Abend zu einem harmonischen zu gestalten.

Gleich von Anfang an wurden die Zuhörer gefesselt: Das chinefische Märchen vom Bunschfaß - mit dem Motiv des unerfättlich Begehrenden — das zum Schluß am laufenden Band Großväter spendete, die der Bünschende zu ernähren die Pflicht hatte, erregte stärtste Heiterkeit. Ein anderes, ein Negermärchen, war zugleich eigenartig und schaurig. Es fand seinen Höhepunkt in dem Augenblick, als das abgeschnittene Haupt eines Verfolg= ten sich plöglich zu regen begann und sich davonmachte. Als die Erzählende mit leiser und fast gespenstischer Stimme flüsterte: Und es rollte ... und rollte ... und rollte ... ging ein geheimes Gruseln durch die Reihen, und jeder sah froftelnd den schwarzen, verzerrten Ropf mit seinem Stumpf über den Waldweg sich wälzen. Zum Glück verwischte die malaiische Fabel vom Fuchs, der ebenso findig ist wie der deutsche, den Ein= druck des Negermärchens, denn der östliche Reinecke war reich an luftigen Streichen. Zum Schluß ließ Jorinde unsere gewöhnlichen Haustiere sprechen, deren Eigenheiten mit denen der Menschen vergleichend. Herzlicher Beifall lohnte fie. Und als fie fich oft genug verbeugt hatte und oft genug glücklich gelächelt, murde ihr noch ein mundervoller Strauß roter Rosen überreicht. Eine Karte lag dabei: Von ihrem Landftragenkameraden. Jo, die eben die drei Stufen, die fie über die Zuhörer erhoben, herabsteigen wollte, warf noch rasch einen Blick durch den Saal, ob nicht vielleicht der Wanderer felbst irgendwo zu sehen wäre, der, eines Hauptes länger als alle Welt, leicht hätte gefunden werden können. Dunkelrot vor Freude über die Rosen, stieg sie herab, und wurde umringt, beglückwünscht, begrüßt, gefragt, eingeladen. Schließlich fuhr fie mit Anna-Maria im Auto einer Freundin nach dem Pfarr-Fortsetzung folgt. haus.

Der Böse

Von Martha Niggli

Es war einmal ein Mann, der war Mechanifer in einer Automobilfabrif und er verdiente viel Geld. Man darf sein Geld natürlich nicht mit dem des Fabrisbesigers vergleichen, sonst wäre es nur wenig gewesen. Aber er verdiente viel Geld. Er war außerordentlich groß und start, so ein Kerl, der Mühlsteine hätte zu tragen vermögen. Deswegen war er Oberturner. Er war aber auch Paufenist bei der Stadtmusist, und, da er alle andern an Länge übertraf, Stimmenzähler beim Josephenverein. Er sonnte auch schreiben, denn er war acht Jahre in die Schule gegangen, und deswegen führte er das Attuariat des Ruderslubs. Ja, ich könnte Seiten füllen, wenn ich alle Aemter auszählen wollte, die ihm übertragen worden waren.

Alber das will ich nicht. Ich will nur noch fagen, daß er noch jung war und das entschuldigt manches. Wenn er reifer gewesen wäre, so hätte er nicht einfach zu seiner Frau gesagt: "Alte, gib das Fressen her!" und wäre dann fortgelausen, um erst in der Sonntagnacht wieder zu kommen, sondern er hätte sich vielleicht auf den Ofentritt gesetzt und hätte mit seinen drei kleinen Kindern gespielt. Aber eins davon hatte ein krankes Beinchen, das nur in der Höhensonne hätte geheilt werden fönnen, und dieses Büblein mochte er nicht ansehen und nannte es nur den sahmen Siech. So ein gesunder bäumiger Kerl, der Mühlsteine zu tragen vermöchte, kann nichts Krankes sehen, sonst wird er selber krank. Deshalb ging er fort. Er brauchte auch des Nachts gar nicht heimzukommen, denn es gab selbst in der kleinen Stadt Weiber genug, schöne, gesunde, buspere Weiber, die sich nicht mit zwei Kindern und einem sahmen Siech schleppten, welche solch einen Kerl gern für eine Nacht bei sich aufnahmen. Er hatte auch immer Geld. Seine Frau war als Mädchen Näherin gewesen. Es genügte, wenn er ihr den Hauszins bezahlte und am Ende des Monats das Brotund das Mischbüchlein. Sie konnte auch noch was dazu tun.

So war es also, höchst gewöhnlich und höchst prosaisch. Und dieser Mann starb.

Die junge Witme, die bleicher war als der Tote im Schrein drin, faß am Sarg, und fieben Bereine hatten ichon Rranze gebracht, jeder zu 50 Franken, und sie rechnete aus, daß damit fast das Bein des Bübleins hätte geheilt werden fonnen, und fie war so arm wie das Sterntalerfind und fonnte doch nicht von bem Toten und den schlafenden Rindern weg in den Wald laufen, daß Sterne vom Himmel fielen und zu harten, blanken Talern würden, die sie so nötig brauchte. Das Licht war angelaufen und brannte trübe, denn fie hatte in den letten Wochen Staub und Fliegenschmut nicht mehr von der Glasbirne maschen können. Es war schon tief in der Nacht, bald Mitternacht, und gewiß brachte niemand mehr Kränze. Aber als es zwölf Uhr schlug, ging doch die Tür noch einmal und ein schwarz gefleideter herr mit hohem Seidenhut, Lederhandschuhen und feinem Aussehen trat in die Stube. Er trug keinen Kranz und fie kannte ibn nicht. Sie mußte ibn nur immer anseben, so fein fah er aus. Er fah fie mit blinkenden Augen an und fagte:

"Morgen soll also großes Begräbnis sein. Ich hörte davon. Der Chopin'sche Trauermarsch und elf Fahnen. Aber habt Ihr denn auch Geld für das Leichenmahl?" Sie wand sich und schüttelte den Kopf.

"Hört", fuhr er fort, "ich bin ein reicher Herr — — "Sie hob den Kopf und hörte beinahe die Sterntaler fallen. "Ich bin ein reicher Herr und besitze ein großes Landgut, wo Euer Büblein wieder gesund werden könnte — — Da siel ihr ein, daß der Tote dort das Kind den lahmen Siech genannt hatte und sie bäumte sich wild. Aber der andere fuhr fort: "Mein Landgut liegt an einem hochgehenden Fluß und eine Straße führt vorbei, welche alle Leute gehen müssen. Die Kinder spielen manchmal, wenn sie zur Schule gehn, und alte Leute gleiten aus, wenn sie Besorgungen zu machen haben. Die Straße führt aber dort so nah am Fluß hin, daß Kinder und Leute dann hineinsallen. Ich hatte aber einen guten Hund. Dieser Hund hat 23 Menschen das Leben gerettet. Er ist jest tot und soll ein christliches Begrähnis haben mit Trauermarsch und Fahnen."

Die Frau starrte ihn an und seine Augen blinkten in die ihren. Das Blut brauste in ihr und sie wollte schreien: "Nein, nein, nein!" Aber alle Anstrengung nütte nichts. Sie hatte schon so furchtbar gelitten, daß sie keine Kraft mehr zum Schreien besaß, auch bei dem Allerentsetzlichsten nicht. Der sein gekleidete Herr zählte auch schon Banknoten auf den Tisch und sie hielt die Feder in der kalten Hand, um zu schreiben. Aber nein, sie schrieb sa nicht. Gewiß schrieb sie nicht. Im Bettchen nebenan regte sich der arme kleine lahme Siech. Das Beinchen schmerzte und er wimmerte leise. Da haßte sie den Toten so fürchterlich, wie sie den Lebendigen nie geliebt hatte. Da schrieb sie.

Der feine Herr steckte die Quittung zu sich, legte den Toten, der beinsteif war, auf den kalken nassen, gesegten Boden, zog unter dem Rock hervor einen riesigen Neufundländer — man wußte nicht, wie er ihn dort hatte verbergen können —, ein prachtvolles Tier, dessen jest stumpses Fell einmal geglänzt haben mußte wie Seide, und legte es auf das Lacken über den Hobelspänen. Dann hob er den Sargdeckel und legte ihn über den Schrein. Die Frau wollte schreien. Aber wenn sie den Mund öffnete, so sah der Mann von seiner blitzschnellen Arbeit auf und sah sie an, dann klapperten ihr die Zähne. Er schlug die Nägel in

den Sarg. Aber man hörte weder Hammerschlag noch das Drehen einer Schraube. Dann hob er den Toten von der Erde, schob ihn unter den Arm und ging zur Tür hinaus. Eine Uhr im obern Stockwerf, die ein paar Minuten nachging, schlug zwölf durch die Diele herab.

Die Frau erwachte. Alles war so furchtbar. Sie wunderte sich, daß der Sarg geschlossen war. Aber wahrscheinlich hatte der Schreiner barmberzig es getan und sie erinnerte sich dessen nicht einmal mehr. Auf dem Tisch lag ein Stoß Banknoten, ein rechter Stoß. Aber die Leute waren da gewesen, auch der Armenpsleger und der war ein edler Mensch wie nicht alle seines Beruss.

Am andern Tag wunderte sich auch kein Mensch, daß der Sarg geschlossen war. Der Mann hatte so viele Freunde geshabt. Einer konnte wohl den Deckel ausschrauben. Niemand wunderte sich, daß die Frau Geld besaß. Es gab noch immer gute Leute und man hatte ja immer bedauert, daß die seine, zarte Frau an dieses Scheusal von Mann gekettet gewesen war. Sie lud die Leute auch ein, nachher in den "Raben" zu einem kleinen Mahl zu gehen und sie sagte, daß sie nun das Büblein in ein Kinderheim nach Arosa geben wolle. Ihr Mann hätte es nur nie fortgeben wollen.

Alles war in Ordnung, gottlob. Die Frau war bleich wie der Tod und der Sarg wurde in den Wagen getragen. Die Pferde hatten schwarze Decken auf, Schleisen im Zaumzeug und Riesenfränze hingen rings um den Wagen, auf deren violetten, goldenen und schwarzen Bändern Worte standen wie: treu, unvergeßlich, bewährt, unersehlich usw. Und hinter der Leiche her schob sich eine dicke Schlange von Menschen, aus der Fahnenstangen aufragten.

Alls der Zug um eine Ecke bog, stand da ein feingekleideter eleganter Herr. Er trug einen hohen Seidenhut, hatte den Elsenbeinknopf seines Stockes gegen die Lippen gepreßt und sah so distinguiert aus, wie niemand sonst in der Stadt. Es war offensichtlich, daß er auf den Leichenzug wartete und sich ihm anschließen wollte. Was für ein Mann mußte der Tote gewesen sein, und was für Verbindungen mußte er gehabt haben, daß ein solcher Herr ihm die Ehre erwies. Die Glieder der schwarzen Schlange blähten sich und jezt, gerade jezt, sezte der Chopin'sche Trauermarsch ein. Er hätte zwar erst angesichts des Friedhoses gespielt werden sollen; aber eine Ehrung rief wieder einer andern.

Den Marsch hatte man eingeübt als vor Jahresfrist ein großer Künstler begraben wurde, der sich in die kleine Stadt zurückgezogen hatte und dann hier gestorben war. Jest konnte man ihn noch, und um einen treuen, unvergeßlichen, bewährten und unersesslichen Kameraden zu ehren, war er gerade recht. Es war ein ergreisendes Spiel und der seine schwarze Herr hatte Tränen in den Augen und ein Lächeln um den seinen schmalen Mund. Die Fahnen wehten in der blauen Lust und rauschten auf, als sei irgendwo im Weltenrauhen eine Freude darüber, daß das Verdienst einmal am rechten Ort geehrt werde. Man sing auch gerade eine neue Friedhofsecke an mit Toten zu beslegen und es war recht, daß das neue Viertel einen solch würdigen Ansang nahm.

Nach dreißig Jahren, als das fleine Büblein ein Mann geworden war und felber ein fleines, lustiges Büblein hatte, das aber nicht siech war, da lag der ganze Friedhof voll Leichen und ein Teil mußte wieder umgegraben werden. Es traf nach dem Geset gerade jenes Biertel, wo man einst den unersetzlichen Freund beerdigt hatte. Als man das erste Grab in der Ecke auftat, fand man das vollkommene Stelett eines riesigen Hundes.

Ein Dr. phil., der in der Stadt lebte und Altertumskunde betrieb, wurde gerufen und stellte fest, daß es sich hier um eine Grabstätte aus der Alemannenzeit handle, in der ein Fürst mit seinem Leibhund begraben worden sei. Man grub auch nach den Ueberresten des Fürsten. Man fand sie nicht. Sie mußten in Staub zerfallen sein. Der Hund war ja auch wichs tiger Zeuge eines alten Totenkultus.

Es erschien eine Schrift über die Angelegenheit. Man kam sie in den Buchhandlungen kaufen. "Heimat"